

HERDFLAMMEN

BALTISCHES HAUS- UND JUGENDBLATT



Bezugspreis: Für ein Vierteljahr: 75 Mt. Ausland 105 Cmf., Deutschland 1,20 Cmf., Lettland 75 Rbl. Die Zeitungen der deutschen Schulen in Estland und Lettland erhalten bei Sammelbestellung und Versendung an eine Adresse auf je 5 Bestellungen ein Freieemplar. Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenspalte 2 Mt. (Ausland 3 Mt.; 2 Rubel).
Schriftleitung: Kellin, Kleine Straße 11.
Geschäftsstelle: Kewaler Wole, Kewal, Raderstr. 12.

Erscheint einmal monatlich.

Einzelnummer 30 Mt.

Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein. Name und Adresse des Verfassers sind anzuzeigen. Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen und Änderungen vorzunehmen. Einsendungen ohne Angabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 11

Reval, 1. November 1925

2. Jahrgang

Es kann Niemand zu Gott kommen, es sei denn durch sein Volk. Wer sich von seinem Volke löst, der ist verflucht, und wenn er im Golde waten sollte.
Maurice Reinhold von Stern.

Die Heimat ist, vertrau' dich deinen Schwingen! —
So weit und groß, wie sie dein Herz erfasst.
Maurice R. v. Stern.

Maurice Reinhold von Stern.

Eine Studie von Arthur Behring.

In seinen Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen“ sagt Schiller: „Je vielseitiger sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieselbe ist und je mehr Fläche sie den Erscheinungen darbietet, desto mehr Welt ergreift der Mensch, desto mehr Anlage entwickelt er in sich, je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit, je mehr Freiheit die Vernunft gewinnt, desto mehr Form schafft er außer sich.“

Ein Mensch, in dem Stofftrieb und Formtrieb gleich stark sind, wird „anstatt sich an die Welt zu verlieren, diese vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erscheinungen in sich ziehen und der Einheit seiner Vernunft unterwerfen.“

Diese Sätze scheinen für unseren Dichter geprägt zu sein. Die „Fläche“, die seine Empfänglichkeit „den Erscheinungen dargeboten“ hat, der Radius

der von ihm durchschrittenen Welt ist so groß, wie sonst wohl nur selten bei einem Sterblichen.

Zunächst rein lebensgeschichtlich.

Wir folgen hierin einer interessanten Skizze des Dichters, „Aus meinen Lebenserinnerungen“ überschrieben.*)

Nachdem der Dichter betont hat, daß er in dieser Skizze ein Bild seines persönlichen Lebens nicht entwickeln wolle und könne, da es dazu eines „umfangreichen Buches“ bedürfte, fährt er fort: „Ich werde also darauf verzichten müssen zu erzählen, wo ich zur Welt kam; wie ich mich durch die Schulen und aus ihnen heraus schlug; wie ich meiner militärischen Dienstpflicht in 116. Infanterie-Regiment in Riga und zugleich meinem Drange nach äußerem Lebensgenuß genügte; wie ich in die Welt hinauszog, nach Deutschland, England, Nordamerika, Frankreich, der Schweiz und Osterreich-Ungarn; wie ich in der Neuen Welt als Farmarbeiter am Hudson, als „Porter“ bei „Nichol the Tailor“ an der Bowery in New York, als „Clerk“ in der Spielwarenfabrik von Althof, Bergmann und Comp. ebenda, als Setzer und Drucker, als Zeitungsgründer und „Herausgeber im Staate New Jersey, als „Barkeeper“ im berühmten „Wiener Cafe“ am Broadway, als Zeitungsberichterstatter und Gott weiß als was noch mein Brot verdiente. Wie ich mehrmals die Atlantik durchquerte; wie ich in London und Paris zigeunerte, wochen- und monatelang in den Museen in Paris umherzog und verweilte.

*) Deutsche Monatschrift für Rußland, herausgegeben von Alexander Eggers, 1913, Heft 1.

Wie ich in Basel schriftstellerte, in Zürich die Hochschule besuchte, aber auch als Zeitungsredakteur, als Verlags- und Sortimentsbuchhändler und Begründer einer literarisch-kritischen Zeitschrift tätig war und Schiffbruch litt. Wie ich mich in Österreich mit Landwirtschaft, Gartenbau und Obstkultur beschäftigte. Wie aus dem ruheloßen Zigeuner ein solider Ehemann und Familienvater wurde. Und all dergleichen mehr . . .“

Der Schluß mit den drei Punkten zeigt, wie lückenhaft diese Aufzählung ist. Außerdem fehlen hier die letzten 12 Jahre. Nach den Werken dieser letzten Zeit zu urteilen, standen im Vordergrund des Interesses naturwissenschaftliche, mathematische, philosophische, theologische und medizinische *) Studien.

Fassen wir alles genannte und ungenannte „Weltergreifen“ des Dichters zusammen (vieles findet sich auch in seinen amerikanischen Skizzen und dem autobiographischen Roman „Walter Wendrich“), so kann unser Dichter mit Recht von sich sagen: Nihil humani — ja, auch mundani — a me alienum puto.

Hand in Hand mit dem Wunsch, „die Welt zu ergreifen“, geht der andere, „die Welt zu begreifen.“ Durch ihren Reiz nicht gefesselt, durch ihren Geiz nicht verbittert, formend durch sie hindurchzuwachsen.

Und hierin scheint etwas geradezu dämonisch Organisches zu walten. In geologischer Folgerichtigkeit liegen die Entwicklungsschichten übereinander.

Noch ein anderes Bild drängt sich einem auf: das Bild der alpinen Flora.

Nicht umsonst hatte sich Stern die Schweiz zum zeitweiligen Asyl erkoren. Es besteht eine Verwandtschaft zwischen ihm und den Alpengipfeln.

Mit schäumenden Liedern — der Nebenregion vergleichbar — beginnt dieses formende Leben. Mit flammenden Protesten wird ein Durchhau durch die Waldregion der sozialen und politischen Unvollkommenheiten gelegt.

„Drum frisch ans Werk! Bald splittert Span um
Span;

Der Baum ist stark, doch stärker ist mein Wahn;
Mein Wahn, zu bauen an der Zukunft Haus,
Hebt hoch mich über alle Not hinaus.“

(„Die Insel Hasbers“.)

Aber schon schimmert, wie es höher hinausgeht, das „Mattgold“ der zartesten, lieblichsten Alpenblumen. — „Blumen und Blüte“, „Abendlicht“, „Sonnenwolken“, „Donner und Lerche“:

„Der goldne Klang, das goldne Licht,
Der goldne Duft — was lauscht und trinkt,
O atme, atme, schlumm're nicht,
Eh' Gottes schöne Welt versinkt!“

*) Vgl. speziell hierzu den Artikel des Dichters: „Der Krebs, eine organische, generative Sprossung“ in der „Oberösterreichischen Tageszeitung“ Nr. 134 vom 16. Juni 1925.

Der Politiker dieser Periode spricht von „Selbsterziehung“.

Und nun zum Gipfel!

Auch davor, vor der ewigen Schnee- und Eisregion bangt dem Wanderer nicht. Der Augenblick, wo er das Erlebte, Gesehene und Gedachte der „Einheit der Vernunft“ unterwerfen will, ist da. Zum Schluß enthüllt sich ihm die wunderbare Einheit alles Denkens und alles Seins in den zwei tiefgründigen Werken: „Weltanschauung“ und „Das Welt-Vakuum.“

Wie ein spätes Alpenglühen, wie das Blut der eisfrohen Alpenalge rötet dichterische Stimmung auch die Firnhöhe.

Ein schöner Weg! Der Weg des Denkers, den die Muse führt, den sie vor dem Abgleiten schützt und von jeder Wegrast ohne Bitterkeit scheiden heißt.

Der Dichter in Stern ist so stark, daß auch seine letzten philosophischen Werke sich lesen, wie eine großartige dichterische Vision (wie schön sind z. B. die Kapitel über Schlaf und Traum!)

Der Dichter überwuchert auch den Politiker, und wenn der Dichter sich selbst als „nationalen Demokraten“ bezeichnet, so würden wir den Demokraten eben so gut in einen „Geistesaristokraten“ umwandeln können, lesen wir doch in seiner „Weltanschauung“ in den Kapiteln über das Genie und Gott Sätze, wie diese: „Die Verehrung des Genies ist eine Verehrung des Göttlichen im Gleichnis des Vergänglichen.“ „Wahres Kunstverständnis ist beinahe schon Religion. Die Kunst selbst aber ist das Göttliche auf Erden.“ „Gott ist das Weltgenie, das Allgenie.“ Eine solche Stufenleiter der Werke bis hinauf zum Göttlichen und Absoluten verträgt sich schlecht mit dem landläufigen Sinn des „Demokratischen.“

*

Es erübrigt nun noch, ein paar Worte über Stern und die Heimat zu sagen.

Früh hat er die Heimat verlassen, wie alles, was höher und weiter hinaus wollte, von jeher die Heimat verlassen hat.

Wir wollen ihnen nicht, und sie sollen uns nicht grollen.

Das Deutschtum in unseren Landen hat zunächst Selbsterhaltungsgedanken, seit 700 Jahren. Jetzt mehr als je.

Aus diesen Gedanken heraus haben wir uns unsere Moral, unsere Politik, unseren Lebensschnitt, und das wenige, was wir an Wissenschaft und Kunst *) brauchen, zurechtgeschmiedet.

Mag man über unseren Starrsinn, unsere Härte, unsere Engherzigkeit und unseren Kastengeist denken, wie man wolle, die Geschichte unseres Landes,

*) Von diesem Gesichtspunkt aus wird verständlich, warum bei uns zunächst die Geschichtswissenschaft und nächst ihr die Naturwissenschaft liebevolle Pflege gefunden haben und warum die Kunst meist ein Schattendasein geführt hat. Dichter gab es bei uns eigentlich immer nur — im Nebenberuf, in der Stille.

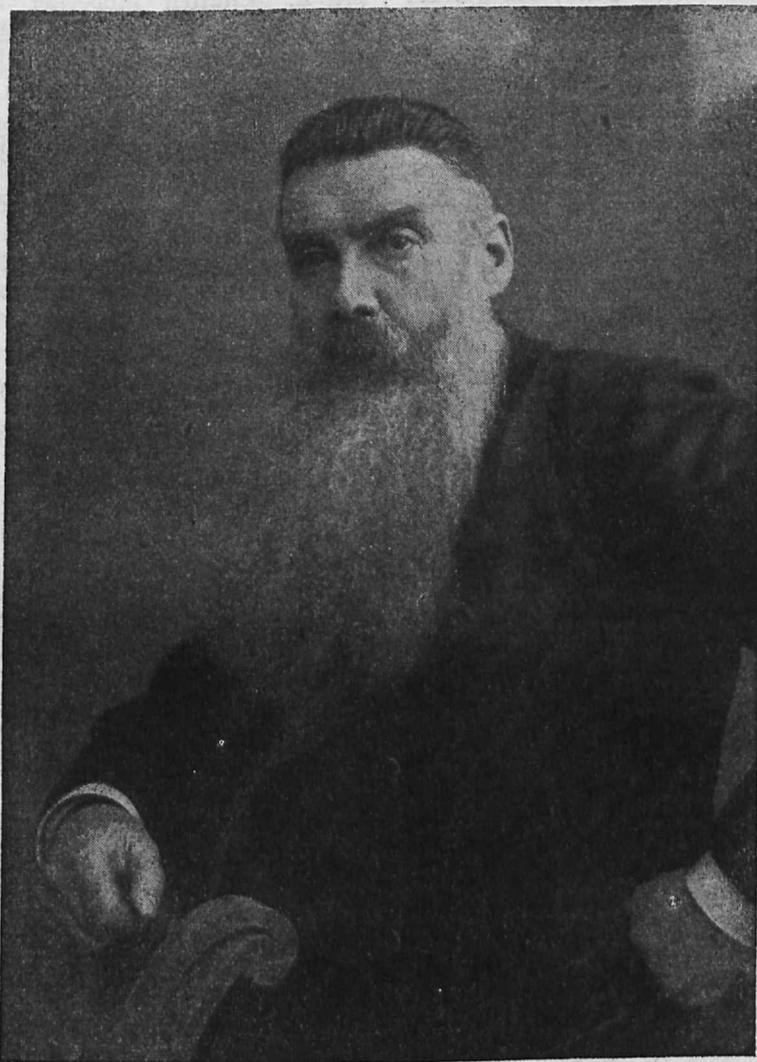
auch die der neuesten Zeit, hat bewiesen, daß wir uns unter den allernüchternsten Verhältnissen zu behaupten wissen und daß das westfälische Bauernblut ein zähes und widerstandsfähiges Blut ist.

Die hinausgezogen sind, wissen sehr gut, was sie ihrer baltischen Heimat verdanken.

uns auch darin lebensfähig erweisen, daß wir ihre besten und edelsten Bestrebungen auch für uns fruchtbar machen.

*

Wir bringen in dieser Nummer — die ein verspäteter Gruß zum 65. Geburtstag des Dichters ist



Maurice Reinhold von Stern.

„Sieh, dein Frühling, deine Farben,
Heimat, steh'n in Gottes Gut.
Deine Töne, Deine Farben
Blüh'n in deiner Dichter Blut.“

(M. R. v. Stern.)

Auch Sterns innigste Lieder gelten der — Heimat. Ja, man nenne mir einen zweiten baltischen Dichter, der den eigentümlichen Zauber und Stimmungsgehalt unserer Heimatlandschaft so eingefangen hätte, wie Stern.

Wir wollen ihnen dafür Dank wissen, uns neidlos und von ganzem Herzen freuen an dem Ruhm und der Anerkennung, die sie draußen finden und in weisem Abwägen zwischen Beharren und Fortschritt

(3. April alten Stils) — eine kurze Selbstbiographie des Dichters, ein Verzeichnis seiner Werke, eine stimmungsvolle Schilderung seines Heims (Anfang und Schluß eines längeren Artikels), einige Perlen seiner Lyrik *) und eine Prosaskizze, die auch schon in die österreichischen Schullehrbücher übergegangen ist. Hoffentlich regen die gebrachten

*) Es war ein glücklicher Gedanke von Karl E. Baumgärtel, eine „Lyrische Auslese“ aus den zahlreichen Gedichtbänden des Dichters zu veranstalten (Verlegt bei Fiedelius Steuer, Linz a. d. D. 1922) und den Lesern in einem kleinen reizenden Bändchen einen Strauß formenschöner Lieder zu überreichen. Es fehlt jetzt noch eine Sonderausgabe der Sternschen „Heimatgedichte“. Es dürfte ein italisches Bändchen werden.

kleinen Kostproben unsere Leser an, sich mit der Zeit in das ganze große und reiche Lebenswerk des Dichters zu vertiefen.

Maurice Reinhold von Stern.

(Selbstbiographie.)

Ich bin am 3. April (alten Stils) des Jahres 1860 zu Reval in Estland als ehelicher Sohn des baltischen Dichters Karl Walfried von Stern und der Karoline Gertrude von Patkul, einer Abkömmlingin des Bruders Johann Reginald von Patkuls, Adelsmarschalls von Livland und Gesandten Peters des Großen, geboren. Es war ein Oftersonntagmorgen, als ich das Licht der Welt erblickte. Ob ich mich deswegen für ein Sonntagskind zu betrachten begründeten Anlaß habe, erscheint mir beim Rückblick auf mein bewegtes Leben einigermaßen zweifelhaft. Meine Erziehung genöÙ ich üblicherweise durch Gouvernanten und Hauslehrer. Dann besuchte ich das Gouvernements-Gymnasium in meiner Vaterstadt Dorpat und später das Adels-Gymnasium in Tselin. Mein dortiger Geschichtslehrer war Theodor Schiemann, dem ich ein dankbares Andenken bewahre. Von 1876 bis 1879 genügte ich als Freiwilliger und Junker meiner militärischen Dienstpflicht. Alsdann bekleidete ich einen Posten an der Eisenbahn und an der Redaktion der „Revalschen Zeitung“ in Reval. Bis Mitte der achtziger Jahre hielt ich mich in Nordamerika und nach kürzerem Aufenthalte in London und Paris, in Zürich auf, wo ich an der Hochschule unter Richard Avenarius Philosophie studierte und kurz vor meiner Doktorpromotion wegen rückwärtslosen Eintretens für die bedrohten Rechte des Frauenstudiums aus meiner akademischen Bahn geschleudert, zuerst als Redakteur am „Züricher Volksblatt“ und später als Buchhändler und Verleger mit mehr oder weniger Erfolg mein Brot zu verdienen suchte. 1895 verheiratete ich mich mit einer Züricherin. Dieser Ehe sind drei Söhne entsprossen, die den Stolz und das Glück meines Alters bilden. Seit 1898 lebe ich in Osterreich, wo ich gastliche, wohlwollende und noble Aufnahme gefunden habe. Meine hiesigen zum Teil sehr schmerzlichen Schicksale zu schildern, fehlt mir der Raum. Zurzeit befaÙe ich mich vorzugsweise mit philosophischen Studien und Publikationen. Politisch bin ich nationaler Demokrat.

Verzeichnis der Werke von Maurice Reinhold v. Stern.

Proletarierlieder 85; Gottesbegriff in der Gegenwart und Zukunft 87; Stimmen im Sturm, Dichtg. 88; Das Anderskönnen 88; Alkohol und Sozialismus 89; Excelsior, u. Dr. 89; Höhenrauch, G. 90; jenseits des Meeres 90; Sonnenstaub, G. 90; Aus dem Tagebuch eines Enthalt samen 91; Mäßigkeit und Enthalt samkeit 91; Ausgewählte Gedichte 91; Neben sonnen, n. G. 92; Aus den Papieren eines Schwärmers 92; Insel Mhasvers, ep. G. 93; Mattgold, n. D., 2. u. 3. A. 93; Stimmen

der Stille, Gedanken über Gott, Natur u. Leben 94; Erster Frühling, G. 94; Walter Wendrich, R. 95; Dagmar, Lesseps u. andere Gedichte 96; Walter Wendrichs n. Lieder 97; An d. Schweizer Bundesrat 97; Lieder eines Buchhändlers 98; Diomed, Sch. 99; Waldskizzen aus Oberösterreich 01; Abendlicht, n. G. 01; Blumen und Blitze, n. D. 02; Typen u. Gestalten moderner Belletristik u. Philologie 02; Sonnenwolken, G. 03; Die Selbstziehung als Grundlage der sozialen Reform 04; Indiskretion 04; Der Seiltänzer u. andere Erzählungen 05; Lieder aus dem Zaubertal 05; Gesammelte Erzählungen 06; Gesammelte Gedichte 06; Donner u. Lerche, n. G. 07; Wilhelm Jordan 10; Wildfeuer, n. G. 11; Weltanschauung, 21; Gedichte (eine neue hrische Auslese) 22; Das Welt-Vakuum, 23; Übersetzung: Whyte, Verkürzt der Genuß von Alkohol das Leben? 90; Herausgeber: Adolf Huber, Gesammelte Werke 08.

Der Einsiedler von Höflein.

Von Nikolaus Regressi-Moldelhe.

Irgendwo an der Rodel, dort wo die Wellen dieses Flükleins ihre ungestüme hüpfende Gast verlieren, müde werden und geruhig dem Donauströme zuwellen, liegt Höflein, ein kleiner bescheidener Ort mit wenigen Häusern, der aber unter allen ähnlichen Landorten unserer engeren Heimat dadurch gesegnet wurde, daß ihn der Dichter Maurice Reinhold von Stern zu seinem Ruheort erkor. Klein und bescheiden ist das Landhaus, das dem müde gewordenen großen Balten, der in den Tagen seiner Jugend einem Raubvogel im Reiche des Geistes gleich viele Herrenländer durchzog, der seine scharfen Fänge in die Herzen der nüchternen Amerikaner, der temperamentvollen Franzosen und der biedereren Schweizer schlug, nun zum letzten Horste, zum letzten Zug ins Land geworden ist. Still und geruhig liegt das bei aller Unauffälligkeit schmucke Haus zwischen Weiden und Obstbäumen, nichts unterscheidet es von den Gebäuden seiner Nachbarschaft und doch ruht ein feltjamer Zauber über dieser steinernen Insel des Friedens, birgt es doch einen Mann, dessen Werke das Echo der Welt wachgerufen haben, einen Menschen, dessen feltene Persönlichkeit, dessen wild bewegtes Leben geeignet erscheint, unser tiefstes Interesse wachzurufen. . . .

Des Nachts aber, wenn ich schweigend wandle zwischen verkrüppelten Uferweiden, zu Füßen das leise Gemurmel der Rodelwellen und zu Häupten die kalte Pracht eines sternenhellen Winterhimmels, dann sehe ich manchmal ein ruhiges Licht in einem Fenster des Dichterheims zu Höflein. Dann weiß ich, dort oben arbeitet Maurice Reinhold Stern an dem größten seiner philosophischen Werke, feilt die reife Erkenntnis eines Menschenlebens in kluge Thesen. Dann beneide ich diesen Mann nicht nur wegen seines Lebens reicher Fülle, sondern auch wegen seines Lebens selten schönem Ausklang.

(Oberösterreichische Tageszeitung, Samstag, 20. Dez. 1924.)

Es ist ein armes Wörtchen nur.

Es ist ein armes Wörtchen nur,
Und gräbt doch eine tiefe Spur
In jede Menschenseele:
Heimat, liebe Heimat!

Es rührt dich in des Herzens Grund
Wie Nistgesang, so süß und wund,
Aus eines Vogels Kehle:
Heimat, liebe Heimat!

Die Welt ist weit, die Welt ist rund.
Zuckt nicht dein Herz, zuckt nicht dein Mund,
Hörst du die Worte sagen?:
Heimat, liebe Heimat!

Und bist du müd' und bist du krank,
Wenn all dein Glück in Staub versank,
Muß stumm dein Herz noch klagen:
Heimat, liebe Heimat!

Maurice Reinhold von Stern.

Jaanililled, Kullerkuppud.

Hoch am blauen Frühlingshimmel
Segelt heller Wolken Flaum.
Veilchen, Dotterblumen, Primel
Lachen auf aus Tag und Traum.
Kuckuckrufe, traumberloren,
Wandern lockend durchs Gehölz.
Leise klingt in meine Ohren
Tief aus Traum und Wiesenschmelz:
Jaanililled, Kullerkuppud!

Welch' ein süßes Stocken, Zaudern!
Fast erschrocken horcht mein Herz.
Bächlein, Wiesenbächlein plaudern
All mein Blut strömt heimatwärts.
Wie so still und voll von Treue
Ruhet das Land und lacht mich an!
So viel Duft und Licht und Bläue,
Daß ich mich nicht fassen kann.
Jaanililled, Kullerkuppud!

Wenn auch heut' der Winter mütet,
Sei ihm treu ans Herz gelegt,
Der das Nest des Vogels hütet
Und die gold'nen Sterne trägt!
Sieh, dein Frühling, deine Farben,
Heimat, steh'n in Gottes Hut.
Deine Töne, deine Farben
Blüh'n in deiner Dichter Blut.

Jaanililled, Kullerkuppud!

Maurice Reinhold von Stern.

Im Birkwald.

In der Ferne Donnermurren,
Dunkeltief der Horizont.
Nah des wilden Taubers Gurren
Und der Birkwald hell besonnt.
Auch der Kuckuck will schon laden —
Horch, wie lachend hell es hallt!

Wie ein heller, goldner Faden
Spinnt sein Sang sich durch den Wald.

Kennt ihr euren Bappenheimer?
Kifft euch nur von Baum zu Baum.
Von der Birke in den Eimer
Tropft der süße Saft im Traum.

Tilk, talf, tolf: so tropft es leise...
Taubengurren und Kuckucksang
Klingen in die milde Weise
Mit verklärend hellem Klang.

Maurice Reinhold von Stern.

Heimat im Regen.

Warmes Regenrauschen durch die Erlen,
Faulbaumdüfte in der Wiesenbucht.
Durch das Frühlingsland in froher Flucht
Zieht das Flüßchen, überhüpft von Perlen.

Dicht am Ufer steht aus Birkenzweigen
Aufgebaut das kleine Badehaus.

Von den Blättern geht ein Düften aus,
Tief vertraut und herb und heimateigen.

Grüner Schimmer, übersprüht von Regen,
Schattenwolke, segnend das Gehölz.
Und auf allem ruht ein holder Schmelz,
Traum und Abendgold auf allen Wegen.

Aus dem Dorf ein fernes Hundebellen.
Sonst nur noch des Flüßchens Murmellaut.
Und die Sehnsucht, die die Heimat schaut,
Wandert mit den weichen Frühlingswellen.

Plötzlich tönt es aus dem Erlengrunde
Süß und schluchzend in den Regenfall.
Horch! Das Heimatlied der Nachtigall
Tropft wie Herzblut aus geheimer Wunde...

Heimat, Heimat, deine süßen Stimmen
Wachen auf im dumpfen Jugendtraum.
Wieder prangt in Duft und Schnee der Baum,
Wieder leuchtet es am Wiesenraum,
Wo im Tau die Wasserrosen schwimmen.

Maurice Reinhold von Stern.

Spiel und Schlaf.

Da sind wir Beide wieder beieinander:
Mein Bub' im Nest bei mir mit seinem Land,
Mit Häschen, Ente, Kreisel um sich her,
Sich überpurzelnd wie ein kleiner Bär.

Ich müß' mich, daß der Gase Sprünge macht,
Wozu das Kerlchen einverstanden lacht,
Daß seine Schühchen trippeln an der Wand,
Und was dergleichen lieber Unerstand. —

Jetzt bist du müd! Der Sandmann war zu Gast. —
In meine Arme sinkt die kleine Last.
Vom Spiel streift in den Traum ein sonn'ger
Schein —

An meinem Herzen, lieber Bub', schlaf ein!

Maurice Reinhold von Stern.

Meerheimweh.

In warmer Wangenröte
Haucht glühend der Muschelmund —
Tönende Gebete
Tut er mir kund.

Was will sie mir wohl sagen,
Die Muschel an meinem Ohr?
Klagen, ach Klagen,
Daß sie die Heimat verlor!

Ein dämmerfüßes Klingen,
Ein Summen in Abendglut —
Ein Singen, ja Singen
Von der Meeresflut.

Das tönt wie Wellenschäumen
An dämmernden Palmenstrand —
Ein Echo in Träumen
Vom Heimatland.

Ich versteh' dein Getuschel,
Ich kenne auch deine Ruh':
Muschel, liebe Muschel,
Ich hab' Heimweh wie du!

Maurice Reinhold von Stern.

Die Livländische Nachtigall.

Noch e i n mal möcht' ich hören
mit ihrem süßen Schall,
Mit ihren betörenden Chören
Die livische Nachtigall!

Der Faulbaum blüht, der Flieder,
Die Wiesenblumen all.
Ich hör' im Traume wieder
Die Nachtigall.

Ich hör' sie schluchzen im Traume,
Daß mir das Herz fast bricht. —
Das Flüßchen am Wiesenraume
Glitzert im Mondenlicht.

Die Wasserrosen schwimmen
Schneeig in stiller Pracht.
Und süße Nachtigall-Stimmen
Grüßen die Sommernacht.

Mir ist bei diesem Gruße,
Daß ich zu spüren glaub'
Den Duft vom Badhaus am Flusse
Nach welkem Birkenlaub.

Die Binsen rascheln lüde,
Wenn sie ein Hauch bewegt,
Der in geträumtem Winde
Den Duft der Heimat trägt....

Noch e i n mal möcht' ich hören
Mit ihrem süßen Schall,
Mit ihren betörenden Chören
Die livische Nachtigall!

Maurice Reinhold von Stern.

Gruß an die Nacht.

O Nacht, du süße Himmelkönigin,
Du holde Herrscherin des Weltenalls!
Du füllst mit Wundern den erschlafsten Sinn
Und trinkst die laute Dreistigkeit des Schalls.

Du nimmst das Dringliche des grellen Lichts
Und hüllst es tief in deine Falten ein.
Und nur der Tor erahnt in dir das Nichts,
Und nicht das ernstere und tief're Sein.

Denn während schon des Mohnes Balsam quillt,
Blickst du uns mild mit Mutteraugen an.
Das Licht der Sterne weist der Jugend Bild,
Den Ursprung, dem der flücht'ge Fuß entrann.

Und baden kannst du dich im ersten Quell,
Aus dem du strömtest, der urew'gen Nacht!
Denn einzig darum ist der Tag so hell,
Weil er aus tiefer Finsternis erwacht.

Sie ist der Quell und Ursprung aller Kraft,
Die stille Web'r'in, die am Himmel webt,
Die lächelnd-ernst den goldnen Teppich schafft,
Der bilderreich im Morgenwinde schwebt.

Die goldne Spule gleitet hin und her,
Der Bettel und der Einschlag kreuzen sich. —
Wie ist der Lebensteppich bunt und schwer
Und farbenjauchzend, stolz und königlich!

Dich selbst erkennst du in der Schilderei.
Des Ostens brausender Bazare Flut.
Das Meeresgrün. Den Sand der Wüstenei,
Und wie das Licht auf Bergesmatten ruht.

Des Stromes Urquell in der eis'gen Klust.
Des Krieges Donner und der Waffen Prall.
Den Zug der Wandervögel in der Luft:
Im Bilderwerk verwebt das ganze All!

Und klingend fällt dir aus dem Schoß der Nacht
Das sterndurchwirkte, heil'ge Lebensbild,
In seiner wilden, namenlosen Pracht,
Die zeitlos, raumlos aus dem Dunkel quillt.

Du heil'ge Nacht, du ew'ge Quelle du,
Ich dränge mich an deinen Mutter Schoß
Und schließ' im Traum die müden Augen zu,
Ein glücklich Kind, und gut und ahnungslos.

Maurice Reinhold von Stern.

Der verschüttete Quell.

Von M. R. v. Stern.

In einem schönen und sanften Gelände sprang
ein kühler, silberner Quell aus den Tiefen der Erde,
ergoß sich über ein Geröll von Steinen und rann
mit heller, munterer Geschwägigkeit als Bächlein
durch die mit Weidengebüsch bewachsenen Wiesen.

Viele freuten sich am rieselnden Gewässer. Im
Frühling spielten Kinder an seinen Ufern, Liebende
wandelten an ihm dahin, warfen Wiesenblumen in
seine durch die schmelzenden Schneemassen im Walde
beschleunigte Strömung und blickten lächelnd und

finnend den auf den kühlen, hüpfenden Wellen sanft dahingleitenden Blumen nach.

Im Winter war das Bächlein von einer starken Eisschicht bedeckt, die sich den Formen der in der Strömung ruhenden Steine anpaßte und dadurch seltsame Bildungen, Grotten, Kuppeln und kleine Dome erzeugte. Unter dem Eise aber sprang das lebende dunkle Wasser mit dumpfem, gluckendem Gemurmel.

Im Sommer, wenn die Waldblichtungen in heigem Schweigen brüteten, rann das Bächlein nur noch als ein dünner Faden über die Steine und durch die Wiesen. Es bedurfte dann schon eines feinen und aufmerksamen Ohres, um seine leise Rede zu vernehmen.

Einmal, an einem heißen Spätsommertage, zogen sich plötzlich rings über alle Berge dunkle, an den Rändern gleichend-schwellige Wolken zusammen. Die Wolken schoben sich immer näher, als wenn sie von einander angezogen würden und bildeten zuletzt eine einzige tintenschwarze Nacht. Dann stürzten sich wie auf ein Reiches ungeheure Wassermassen im Wolkenbruch auf die Erde. Das fast versiegte Bächlein war zuerst sehr erschrocken über diesen unvermuteten Zufluß. Dann mischte es sich aber ohne viel Bedenken mit dem aus der Nacht des Himmels niederstürzenden Wasser und rauschte laut und zornig über die Wiesen. Bald erweiterte sich das eben erst kaum wahrnehmbare Silberfädchen zu einem breiten, schmutzbraunen Strome, der die größten Steine vor sich her wälzte, die Weidengebüsche entwurzelte, die Heuhaufen wegschwemmte und die Wiesen in einen See verwandelte. Dieser kochende und brodelnde See rückte seine Ufer immer weiter nach allen Seiten hinaus und erreichte bald auch die Felder, die er durchweichte und deren aufgeschichtete Garben er in sich hinein und weiter mit sich davon riß. Zwischen den dahintreibenden Garben, entwurzelten Sträuchern und Heumassen sah man bald auch lebende Tiere, Kühner, Enten, Ziegen und Schweine mit fortgerissen werden. Schwere Steine wälzten sich polternd im Bachbett.

All dieser Lärm wurde aber völlig übertönt durch das ungeheure Dröhnen des Donners, der beinahe ununterbrochen am nächtlichen Himmel dahinrollte und seinen Widerhall bis in die entferntesten Berge warf.

Eine Stunde danach lachte der sonnige Himmel auf ein Bild der Verwüstung herab. Die Wasser hatten sich zwar verlaufen, aber die Wiesen und Felder waren mit Schlamm und Steingeröll bedeckt. Mitten in dieser Verwüstung schoß der Bach über angeschwemmtes Steingeröll zornig dahin. Schaum und Strudel bezeichnete die Stellen, wo das Bachbett durch das von den Bergen und aus den Wäldern niedergegangene Geröll verändert worden war.

Da traten die Menschen zur Beratung zusammen. Einige schüttelten die Köpfe, andere zuckten die Achseln, wieder andere spien zornig aus. Alle waren einig, daß solches seit Menschenedenken in dieser Gegend nicht vorgekommen sei. Alle waren

auch einig, daß der Quell an der Verwüstung die Schuld trage.

„Ich habe,“ sagte ein alter Mann mit verbissenem Gesicht und gekniffenen Lippen, „immer gesagt, daß der Quell vom Übel ist. Unser Trinkwasser erhalten wir von drüben aus dem Wetterholz. Was haben wir je Gutes von diesem Bach gehabt? Treiben tut er nichts. Die paar Forellen, die da herum-schießen, sind nicht der Rede wert. Bleibt das Gaudium der Kinder, die an seinen Ufern spielen, und der wandelnden Paare, die sich auf den Wiesen ergehen und auf das Murmeln des Baches horchen. Unser Heu und unser Korn sind aber nicht zum Spielen da. Das ist unser Schweiß und unser Blut. Wir haben keine Zeit und keine Lust, dem Geplätscher zu lauschen und auf den Wiesen zu lustwandeln. Wir müssen arbeiten, arbeiten, arbeiten. Darum fort mit diesem Wasser, das uns das Land verwüstet hat!“

Und alle schrien mild durcheinander: „Fort mit dem Wasser!“

Zuerst nun taten sie sich zusammen und lasen die Steine von den Wiesen und Äckern auf und schichteten sie am Rande des Baches in großen Haufen. Dann schaufelten und reichten sie den Schlamm und angeschwemmten Sand zusammen, luden ihn auf Wagen und führten ihn ebendahin, wo die Steine lagen. Bald erhoben sich am Ufer des Baches bis zur Quelle hohe Haufen von Steinen, Sand und Schlamm.

Diese Arbeit währte viele Tage. Endlich waren die Menschen unter Schindeln und Schwißen mit ihrem Werke fertig. Die Wiesen und Felder sahen zwar arau und schmutzig aus, aber sie waren doch von Schlamm und Steinen befreit.

Es war an einem heißen Spätsommertage. Kein Lüftchen wehte. Die Wasser hatten sich verlaufen. Das Bächlein rieselte wieder kaum hörbar im Wirrwahl der angeschwemmten fremden Steine und die nackten, ausgewaschenen Weidenwurzeln starrten von Schlamm und steckengebliebenen Heubüscheln.

Da kamen die Menschen zuhauf mit Schaufeln, Hacken und Eisenstangen und begannen das versiegende Wasserlein, von der Quelle anfangend, mit den hereitliegendsten Steinen, sowie mit dem aufgeschichteten Schlamm und Sand zu verschütten.

Zuerst schien der Quell das mörderische Werk nicht zu beareifen. Er rieselte eine Zeit lang fort, als wenn nichts geschehen wäre. Dann aber ging ein Stoßen durch seine Adern, gerade als ob ein Lebiendoes plötzlich in seinem Dasein bedroht, in seinem Lebensnerv getroffen und unvermutet gemordet würde. Die ersten Wasser eilten wie in der Flucht von dannen, aber es folgten ihnen keine Nachzügler.

Der alte Mann, der zuerst nach dem Hochwasser geredet hatte, stand mit der Schaufel an dem Ort, wo das Wasser aus der Tiefe hervoragebrochen war, und schüttete unablässig Steine, Sand und Schlamm vor sich hin. Zubor aber hatte er noch einmal zum Abschied in den Quell asprien. Dieser schwemmte die Schändung schnell hinweg, wie sich ein von ei-

nem Bösewicht befedeltes Kind arglos lächelnd die Beschmutzung aus dem Gesicht wischt. Dann aber polkerten gleich große Steine hinterdrein und haufen von Sand und Schlamm. Der Quell erschraf, stockte und verstummte. In wenigen Minuten war er tief unter der sich aufstürmenden Last begraben.

Quellabwärts standen Mann an Mann und taten das gleiche Werk. Ehe der Abend sich senkte, waren der Quell und das von ihm gebildete Bächlein spurlos unter einem hohen, schmutzigen Wall von Schlamm und Steinen verschwunden. Aber immer noch arbeiteten die Menschen mit einem verbissenen Eifer, als gelte es, ein geschlachtetes Tier, das nicht sterben will, mit aller Gewalt zum Tode zu bringen. Mitten durch die Wiesen, deren heiteres Grün früher das Bächlein durchplätschert hatte, zog sich nun eine häßliche Mauer hin, die das Land schändete. Die Männer aber zogen schimpfend und lachend mit ihren Schaufeln, Hacken und Stangen heimwärts und zerstreuten sich in den Gaststuben, wo sie noch lange ihres Werkes sich rühmten.

Tief im Schutt aber regte sich der begrabene Quell, wie ein Verblutender, der nicht sterben kann. Es war ein leises, unhörbares Schluchzen, ein Stocken, ein Sichern. In der Nacht aber schwebte eine nackte, blasse Knabengestalt über dem Steingeröll, beugte sich nieder, als wenn er etwas suchte und horchte angstvoll in die Erde hinein. — — —

Es kam der Herbst mit seinen Stürmen und Regengüssen. Und dann kam der Winter. Eine blendend weiße Schneedecke hüllte die Wiesen und den häßlichen Steinwall ein, der wie ein formloses Grabmal die Leiche des verschütteten Bächleins deckte und seinen Lauf bezeichnete. An der Erde schluchzte es immer noch sehnsüchtig, aber niemand hörte den Ton der Sehnsucht.

Und dann ward es Frühling. Die Wiesen überhauchte wieder das zarte Grün des Grases. Alles Graue und Schmutzige war verschwunden, und es schien fast, als wenn der Wiesnwuchs herrlicher denn je sich entfalten wolle. Auch der Steinwall sah schon nicht mehr ganz so gottverlassen und häßlich aus, wie im Herbst. Die Weiden hatten frische Sträufelinge getrieben, aus dem Steingeröll sproß überall das lichte Frühlingsgrün hervor und die Natur war emsig bemüht, alle Wunden zu heilen und ihren verböhnenden grünen Schleier über die Verwüstung zu breiten.

Nur die Quelle war noch immer stumm. Ganz in der Tiefe war es bisweilen wie ein stockendes Gluckern. Der Frühling schien erstaunt, den Quell diesmal nicht vorzufinden. Die Blumen horchten

vergeblich auf das vertraute Murmeln. Die Vögel flatterten auf dem Steinwall, senkten ihre Köpfe hin und her und schienen auch etwas zu erhörchen.

Eines Tages kam auch der Alte an den Ort und wollte sich sein Werk betrachten. Er schritt bedächtig prüfend längs dem Wall zur Quelle hin und lächelte höhnisch, als wenn er sagen wollte: „Wo bist Du nun, Du goldnes Quellgeriesel?“

Da gab ihm plötzlich ein sanfter, goldener Ton unvermutete Antwort. Er horchte erschrocken, legte die Hand ans Ohr und bückte sich. Richtig, es war kein Zweifel. Da drunten regte es sich wieder! Und wie er näher hinblickte, sah er den Schutt unterwaschen und zwischen blühenden Beilchen, die ihren zarten Duft verbreiteten, quoll klar und kühl das lebende unvermüthliche, silbriqe Gotteswasser.

Da erobste sich der Alte, spie aus und schrie:

„Das Wasser, das verfluchte Wasser!“

An allen Ecken und Enden quoll das Frühlingswasser über und rieselte in Silberneken der Sonne und dem Meer entgegen.

Sinnspruch.

Modern, nur immer modern, modern:

Das ist ihres Schaffens Richtmaß und Kern.

Wenn einst unsre Sonnwendfeuer lodern,

Sind sie schon nicht mehr modern, sondern — modern.

M. R. v. Stern.

Dem Büchertisch.

In der soeben erschienenen achten Lieferung des „**Kleinen Brockhaus**“ finden wir die typischen Möbelstile aller Zeiten und Völker, Plettners Notorschiff, die Übersichten, Reichsverfassung und Schulwesen, eine Karte über die geplanten Kanäle zwischen Rhein und Donau, die neuen Grenzen von Rußland und der Türkei u. a. m.

Berichtigung.

Leider haben sich in unsere letzte Nr. viele sinnentstellende Druckfehler eingeschlichen.

S. 73 Z. 2 v. u. muß es anstatt Stefan Lochner — Stefan Lochner heißen.

S. 76 im Gedicht anstatt „mit bewußter Hand“ mit „beruhigter Hand“.

S. 80 Z. 5 vom Schluß anstatt „An Silbina“ — „an Silbien.“

Für die Schriftleitung verantwortlich: A. Behring.
Fellin, Kleine Straße 11.
Herausgeber: Verlag des „Revaler Boten“, Reval, Raderstr. 10/12.

Bestellungen auf die „Herbflammen“ nehmen entgegen: in Reval: die Geschäftsstelle des Revaler Boten, Raderstraße 12, von 9—5 Uhr, und die Buchhandlung Ferd. Wassermann, Langstraße; in Dorpat: die Buchhandlungen S. G. Krüger und A. Meißner; in Vernau: die Buchhandlung Emil Treufeldt; in Fellin und Umgebung: S. Erdmann, Deutsche Schule, Kleine Str. 11; in Arensburg die Kanzlei des Deutschen Gymnasiums werktäglich von 10—1 Uhr vorm., die Buchhandlung Wally Sohn und die Deutsche Bäckerei; in Lettland: der Verlag von Jond & Poliewsky, Riga.